Bunte Kriegs=Chronik aus deutschen Landen

Die Schmach der Rumänen.

Vacaresti—eine traurige Erinnerung von Dr. Max Osborn.

(Aus der Köln. Zeitung.)

Der Klang des Namens treibt mir das Blut zu Kopf. Er verbindet sich mit den Erinnerungen an die rumänischen Niederträchtigkeiten bei der Internierung deutscher Zivilgefangener, die man in Bukarest erfuhr. Zuerst war man dabei skeptisch. Man weiß ja, wie viel bei solchen Dingen phantasiert wird, und man konnte sich nicht vorstellen, daß diese schauerlichen Berichte auf Wahrheit beruhen sollten. Es klang alles zu finster, abenteuerlich, fast hintertreppenhaft. Aber allmählich merkte man entsetzt, daß die Erzählungen durchaus nicht übertrieben waren. Je mehr sie sich häuften, um so grausiger wuchs der Komplex unglaublicher, doch erwiesener Tatsachen empor, um so höher stieg unsere Erbitterung.

Das alte, zum Zuchthaus umgewandelte Kloster Vacaresti, südlich der Hauptstadt, spielte in diesen Mitteilungen eine besondere Rolle. In seinen aus Mönchskammern entstandenen Sträflingszellen haben viele Hunderte von Frauen, Mädchen und alten Männern geschmachtet, die kein anderes Vergehen als ihre deutsche Abkunft auf dem Kerbholz hatten. Schon am Vormittage des 27. Augusts 1916, an dessen Abend die Kriegserklärung herauskam, begannen die nach russischer Methode gut eingeübten Geheimbüttel von Bukarest mit der sorgsam vorbereiteten Verhaftung der überraschten, unschuldigen „Feinde". Die Männer, bis auf die ältesten, wurden ins Militärgefängnis geschleppt, die Frauen zunächst in der Stadt eingesperrt, in einem verrufenen Gasthause, um nach einiger Zeit in das Zuchthaus vor den Toren der Stadt übergeführt zu werden. Zwischen gewöhnlichen Verbrechern mußten sie hier über zwei Monate aushalten, in rohester Weise behandelt, der abscheulichsten Willkür ausgesetzt. Wer sich kein Geld beschaffen konnte, war der viehischen Gemeinheit der Rumänen vollends preisgegeben. Bei „Unbotmäßigkeiten" gab es Nahrungsentziehungen, Befehl, auf dem nackten Fußboden zu schlafen, Prügelstrafen. Eine große Anzahl erkrankte. Viele, namentlich unter den alten Männern, gingen elend zugrunde. Es muß eine Hölle gewesen sein.

Erst Ende November, als unsere Heere sich näherten, wurde das Geschick der Gefangenen ein wenig leichter. Den rumänischen Folterknechten wurde wohl ein wenig bange. Mehrere Damen haben mir erzählt, wie sie aus der veränderten Haltung der Aufseher merkten, daß militärisch sich irgend etwas ereignet haben mußte. Wurden sie vorher wie Sklavinnen gehalten, besonders beim Auftauchen deutscher Flugzeuge mit brutalen Verwünschungen und Bedrohungen überschüttet, so spürten sie nun mit heimlichem Jubel, daß die Kanaillen freundlicher wurden. Am 30. November trat dann eine plötzliche Besserung ihrer Lage ein: sie wurden nach Bukarest zurückgebracht und dort im Grand Hotel interniert. Hier erschien dann auch — zum ersten Male bekamen die Frauen ihn zu Gesicht — der amerikanische Gesandte, dem der Schutz der deutschen Staatsangehörigen in Rumänien anvertraut war! In Vacaresti hatte er sich niemals blicken lassen. Hier sah er sich jetzt in den Hotelzimmern um und sagte: „Nun, meine Damen, Sie haben es ja ganz gut!" . . . .

Am Nachmittag des 6. Dezembers traten dann die Wächter zu den Gefangenen und sagten: „Sie sind frei! Die Deutschen sind in der Stadt!" Die gequälten, verängstigten Frauen konnten das Wort zuerst gar nicht fassen. Sie stürzten ans Fenster und sahen eine deutsche Dragonerpatrouille über die Calea Victoriei reiten! Man glaubt ihnen gern, daß ihnen bei diesem Anblick Tränen aus den Augen stürzten. Noch nach Wochen konnten die armen Wesen ihre Erregung nicht bemeistern, wenn sie von diesen Erlebnissen sprachen. Und immer wieder tauchte dabei, wie die Nachwirkung eines bösen, grauenhaften Traumes, das Zurückdenken an die zwei Leidensmonate auf, die sie in Vacaresti durchgemacht hatten.

Der Ort, wo harmlose Menschen in unwürdiger, schmachvoller Haft gehalten wurden, ist wiederum eine der großartigsten altrumänischen Kult- und Kunststätten. Auf einem breiten, kahlen Plateau, von dem sich durch eine breite Schlucht ein wundervoller Blick auf die Stadt hinab öffnet, erhebt sich die stolze Anlage des Klosters, das die Bojarenfamilie der Vacarescu ums Jahr 1700 begründete. In weitem Viereck ziehen sich die Baulichkeiten um einen mächtigen Hof, dessen offene, in zwei Stockwerken geordnete Kreuzgänge heute zugemauert, aber noch deutlich zu erkennen sind. Im Erdgeschoß, wo sich die Wirtschaftsräume des Klosters befanden, sind jetzt Werkstätten für die Sträflinge eingerichtet. In blauweiß gestreiften Kitteln waren sie an der Arbeit, in der Zimmermannswerkstatt, in der Bäckerei und in der stattlichen Druckerei, die hier aufgeschlagen ist und den Gefangenen eine gewiß sehr angenehme Beschäftigung gewährt. Ganz ihrer ursprünglichen, zweihundert Jahre alten Bestimmung treu ist die Mönchsküche geblieben, ein origineller, vorzüglich erhaltener Bau. Es ist eine Mischung aus riesigem Kamin und kesselartigem Kuppelgewölbe, oben offen, in einem System quer übereinander gestellter, massiver Ziegelbögen gehalten, die sich in schönen Verhältnissen, zuletzt nicht mit pedantischer Korrektheit, aber um so hübscher, verjüngen und zu dem freien Rauchabzug führen, der von fern an das „Auge" des Pantheons erinnert. Schwere Eisenstangen verbinden, halten und stützen das Gemäuer und dienten wohl einstens zu praktischen Koch- und Bratzwecken. Der ganze große Raum ist durch jahrhundertelange Feuerberührung tief geschwärzt; das wirkt wie eine charakteristische Patina.

In der Mitte des weiten Hofes thront die Klosterkirche, eines der schönsten Beispiele ihrer Art. Ihr Ruhm sind die Steinarbeiten, der wundervolle Schmuck der Vorhalle und vor allem die imposanten Säulen, die im Innern die Wölbung des Pronaos tragen und vom Naos trennen. Es sind Prachtexemplare. Schwere Schäfte von beträchtlichem Durchmesser, von breiten Ornamentbändern in Spiralen umwunden, herrlich in ihrer wuchtigen Kraft und in dem starken Ausdruck ihres Schmuckes. Mitten in die byzantinischen Elemente, die sonst das Wesen der Kirche bestimmen, klingt hier, überraschend, ein Echo italienischer Renaissancegedanken. Denn das ist das Kennzeichnende altrumänischer Denkmäler: daß sie ihre Motive von überallher entlehnen. Neben byzantinischen Einflüssen stehen arabische, altrussische, stehen jene vom Westen herübergereiften italienischen Kunstformen und sogar von Polen her, durch die Moldau in die Walachei gelangt, gotische Details. Es ist dieselbe Unselbständigkeit, dieselbe Synthese aus allen möglichen fremden Anregungen, die man auch in der modernen rumänischen Kunst findet — die ganze Art dieses zerrissenen, gemischten, unorganisch zusammengesetzten Volkstums spiegelt sich darin. Nur: während in den Erscheinungen der Gegenwart alle die Elemente unverschmolzen nebeneinander ruhen, hat die alte Zeit, durch die ihr innewohnende selbstverständliche Kraft, ohne sonderliche Anstrengung eine Einheit daraus hergestellt. Die Säulen von Vacaresti liefern auch dafür einen Beweis. Ihre Blatt- und Rankenornamente sind durchaus abendländischer Herkunft. Auch in der Klarheit und Reife, mit der sie vorgetragen werden, glaubt man den Meißelhieb eines westlichen Steinmetzen und Meisters zu erkennen. Aber in der Gestaltung der Kapitäle und, wunderlich genug, in der ganzen Haltung und Rundung der mächtigen Tragschafte und in der Art, wie sie auf der schweren Basis ansetzen, ist ein ausgesprochener südöstlicher Dialekt vernehmbar. Sonst ist die Kirche ohne hervorstechende Merkmale. Die übliche alte Freskomalerei, in ihren heutigen blaugelben Grundakkorden nicht übel in der Wirkung, ist konventionell erneuert. Nur das große Mauerbild der Stifterfamilie Vacarescu hat sich dabei seine charakteristische Starrheit und Würde bewahrt. Aber gerade inmitten dieser landläufigen Restaurierung nimmt die ernste Schönheit der Säulen, die den ganzen Eindruck des Innern beherrschen, eine märchenhafte, ferne Größe an. Sie klingt noch einmal nach in der intimern Kunst der zierlichen Bolnitza, der kleinen Nebenkirche oder Kapelle, die — ein stets wiederkehrendes Glied rumänischer Klosterbauten — in den rückwärtigen, also östlichen Flügel des Hofes eingefügt ist.

Ein stolzes Dokument reifer und phantasievoller, religiöser Architektur — das war Vacaresti, wenn auch die Mönchssiedlung zu einer Kolonie von bestraften Verbrechern wurde. Die Gewalttaten des Jahres 1916 haben sie mit den Spuren ihrer Grausamkeit besudelt. Mit einem Abglanz des Besten, was die rumänische Vergangenheit schuf, ist hier die Schmach der rumänischen Gegenwart vermengt.

Vlamen und Wallonen.

Die flämischen Bischöfe und die Direktoren der Universität Loewen haben auf Drängen der flämischen Bevölkerung von Belgien bereits Schritte ergriffen, um spätestens unmittelbar nach dem Kriege die akademische Erziehung der flämischen Jugend in ihrer Muttersprache stattfinden zu lassen. Man wird wahrscheinlich auf der Universität Loewen auch eine medizinische Fakultät einrichten, in welcher lediglich in flämischer Sprache unterrichtet werden soll, wenn die Stadtverwaltung ihre Kliniken zu diesem Zwecke zur Verfügung stellt.

* * *

Unzufriedene Franzosen.

Die von der Front nach Paris zurückkehrenden französischen Soldaten sind im höchsten Grade aufgebracht über die rücksichtslose Art, mit der die französischen Truppen bei Ypern und an der Aisne in das feindliche Feuer getrieben und einem gewissen Tode ausgeliefert werden. Die bei Ypern angreifenden Regimenter der 15. französischen Division zählten bereits vor dem Angriffe an einem einzigen Tage mehr als 500 Tote und Verwundete, und von den Ueberlebenden fielen im Verlaufe des an demselben Tage stattfindenden Angriffes 40 Prozent. Das Infanterie-Regiment No. 34 hat in den letzten beiden Wochen 70 Prozent seiner Mannschaften verloren, und das 18. und 49. Regiment 30 Prozent. Die Disziplin der bei Ypern stehenden französischen Truppen hat infolge dieser gewaltigen Verluste gewaltig gelitten, und der passive Widerstand der Soldaten gegen die Befehle der höheren Offiziere verstärkt sich zusehends. Auch die Verproviantierung der Truppen soll sehr zu wünschen übrig lassen.

Der Untergang der Timok-Division.

Von **Alb. Krueger.**

Leise senkte sich der Abend nieder auf die träumerisch gurgelnde und glucksende Save, in deren Wellen die letzten Strahlen der Sonne Milliarden sprühender Diamanten hervorzauberten. In dichten Schwärmen wirbelten die Mücken über dem feuchten Element. Aber nur noch selten sprang ein Fisch mit klatschendem Schlage nach der leckeren Beute. Mählich verstummten die gefiederten Sänger in Schilf und Rohr. Und nur ab und zu noch tönte aus den Lüften der heisere Schrei eines Raubvogels, der dem verborgenen Horst zustrebte. Selbst der eben noch leise im Röhricht flüsternde Abendwind schien gänzlich eingeschlafen. Und eine feierliche Stille breitete sich über die Landschaft.

Dort, wo unterhalb des Städtchens Mitrovicza die Save den großen Bogen nach Norden und Westen beschreibt, in dem hohen und steilen Lößufer, hatten Menschenhände ein durch die Natur geschaffenes Loch erheblich erweitert, vertieft und mit Sitzplätzen versehen. Von dem gegenüberliegenden Ufer durch das dichte, davor sprossende Schilf und Rohr völlig unsichtbar, diente es jeweils den Offizieren der Savemannschaften als Unterschlupf und Luginsland, wenn diese nicht, was übrigens jede Stunde zu geschehen hatte, unterwegs waren, um die Posten zu revidieren.

Heute hatten Mannschaften der Honved die Wache am Strom, und ihre Leutnants, ein dunkler Ungar mit feurigen, schwarzen Augen und flott aufgewichstem Schnurrbärtchen, und ein blonder, etwas korpulenter Wiener, hockten in ihrem Uferloch und unterhielten sich leise.

Aber ihr Gespräch war weder lebhaft noch sehr angeregt. Die Stille der Natur ringsum, das uralte Lied, das die Save da zwischen Schilf und Rohr nun schon viele Jahrhunderte sang, mußten etwas unsäglich Einschläferndes haben. Bequem hatte sich der Dicke in seinen Sitz zurückgelehnt, lauschte zwar den Worten des Kameraden, der ihm seine Notrauung kurz vor Ausbruch des Krieges schilderte, aber die Antworten waren nur kurz und erfolgten spärlich. Selbst der sonst so lebhafte Ungar sprach heute schleppend und ließ häufig Pausen eintreten. Langsam wanderten seine Augen dabei immer an dem jenseitigen Ufer auf und nieder.

„Ja, Bruderherz, so hob ich g'heirot!" schloß er endlich müde. Aber dann stutzte er plötzlich und beugte sich etwas vor. Scharf musterte sein Blick sekundenlang eine Stelle des andern Ufers. Und: „Hät!" entfuhr es ihm erregt, „geht wohrhaftig nicht mit rechten Dingen zu, da drüben bei Spitzbuben!"

„Was giebt's denn?" fragte der nun aufmerksam werdende Wiener.

„Seh' ich schon dritten großen Pflaumenkahn stromauf rudern. Verschwindet alles in Schiff und kommt nicht heraus. Ob Mordbande verfluchte glaubt, daß Honved schläft? — „Teremtette!" Will ich Salve rüberpfeffern lassen!"

Damit erhob er sich heftig. Rasch packte ihn aber der Wiener und drückte ihn in seinen Sitz zurück: „Um Gottes willen," rief er mahnend, „das laß ja bleiben! — Wir müssen ruhig abwarten, was die Bande treibt. Vielleicht können wir sie überlisten! Ruhig, Bruder, ruhig! Jedenfalls aber müssen wir den Vorfall melden!"

Hastig zog er seinen Block aus der Tasche und schrieb eine Meldung. Dann trat er vorsichtig aus dem Loch hervor, dicht an das Schilf heran und rief leise: „Pertal Janos — komm mal schnell her! — Aber Vorsicht!"

Leise rauschte sogleich das Schilf. Und im nächsten Augenblick stand vor dem Leutnant einer der beiden Radfahrer, die dem Wachtkommando beigegeben waren und sich mit den Ablösungsmannschaften in dem Schilf ein behagliches Nest zurechtgemacht hatten.

„Befehl?"

„Nimm mal dein Rad, mein Sohn, fahre nach Mitrovicza und suche dort den Herrn General. Dem giebst du diese Meldung und wartest auf Antwort! — Laß dich aber von drüben nicht sehen. Fahre vorsichtig am Schilf entlang bis zur Schlucht, diese hinauf, bis du hinter dem Bahndamm bist. Dann sofort los, was die Beine hergeben! — Verstanden?"

„Wohl, Herr Leutnant!"

„Gut — dann los!"

Sobald der Mann in dem Röhricht verschwunden war, wandte der Wiener sich lebhaft an den Kameraden. „Ich denke, wir verhalten uns inzwischen so, Bruder: Du gehst zu den Posten rechter Hand und ich links. Wir verlautbaren dort folgende Instruktion: Scharf aufpassen, sich nicht sehen lassen, unter keinen Umständen feuern, selbst wenn von drüben geschossen werden sollte. Wird etwas bemerkt, kommt der zweite Mann mit der Meldung sofort zu uns! — Was meinst du?"

„Ist recht!" machte der Ungar kurz, reichte dem Kameraden die Hand und schritt davon. Nachdem der Wiener dann noch einen Mann als Wache in das Loch beordert hatte, machte er sich seinerseits auf den Weg zu den linksseitigen Posten.

Förmliche Wege hatten die Oesterreicher in dem Röhricht angelegt. Auf einem solchen konnte man völlig unsichtbar das ganze Flußufer abschreiten. Wieder andere Gänge stellten eine geheime Verbindung mit dem Fluß und auch mit der Stadt her, sodaß der Wechsel der Wachen ungesehen erfolgen, ja sogar eine größere Truppenmasse an dem Ufer zusammengezogen werden konnte, ohne daß jemand jenseits auch nur eine Ahnung davon hatte. Immer in Abständen von zweihundert Metern waren an dem Schilfweg des Uferrandes kleine Podeste eingerichtet, von denen aus die hier stehenden Doppelposten ganz genau das andere Ufer übersehen konnten, selber aber völlig unsichtbar blieben.

Die Offiziere der beiden augenblicklich in Mitrovicza liegenden Regimenter hatten sich in dem Gasthof zur Save soeben zu Tisch gesetzt, als der Radfahrer vom Flusse anlangte. Ein Tischdiener brachte ihn sofort zum General, der ihm die Meldung abnahm. Kaum aber hatte er sie gelesen, als er auch schon, wie von einer Natter gestochen, feuerrot vor Erregung aufsprang: „Teufel! — Teufel!" murmelte er verblüfft. „Wollen die Serben uns einen Besuch abstatten? — Mit den paar Mann 'Wär' nit übel!"

Noch hatte er sich von seinem Erstaunen nicht erholt, als bereits ein zweiter Bote eintraf: der auf dem Kirchturm postierte Beobachtungsoffizier meldete, daß sich am jenseitigen Ufer verdächtige Truppenbewegungen, sehr versteckt und vorsichtig, bemerkbar machten.

Nun hielt es den General nicht mehr. Hastig warf er sein Mundtuch von sich, gab dem Stabschef einen Wink und verließ mit ihm eiligst den Speisesaal.

Der Oberst des Honvedregiments blickte dem davonsausenden Kommandeur sekundenlang sinnend nach. Dann stand er auf und ging langsam um den Tisch herum zu dem Kameraden von der Linie. „Nun, was meinen Sie dazu?" fragte er, beugte sich über ihn und deutete über die Schulter nach der Tür, durch die der General verschwunden war.

„Hm! — Wird wohl Arbeit geben!" erwiderte der Angeredete lachend. „Wenn's der Alte so eilig hat, pflegt gewöhnlich was los zu sein. Na, auch gut, die Geschichte hier fängt nachgerade an, langweilig zu werden! — Ich denke, wir essen schnell und begeben uns dann zu unseren Leuten. Die Befehle werden wohl nicht lange auf sich warten lassen!"

Kurz nickte der Honvedoberst und begab sich an seinen Platz zurück. Schnell verbreitete sich an dem Tisch das Gerücht von einem bevorstehenden Kampf. In aller Eile schlang man also die Mahlzeit hinunter. Und in ganz kurzer Zeit war der Speisesaal leer.

Inzwischen hatten der General und der Stabschef den Turm bestiegen. Sofort begannen sie hier peinlich genau durch die Feldstecher das jenseitige Ufer abzusuchen.

Zu erblicken war aber eigentlich fast gar nichts. Bereiteten die Serben wirklich einen Angriff vor, so hatten sie es meisterhaft verstanden, ihre Bewegungen zu verschleiern. Nur die Kähne gaben zu denken. Von hier oben konnte man fünf dieser charakteristischen, syrmischen Pflaumenfahrzeuge, die je viertausend Zentner fassen, erkennen. So geschickt und harmlos aussehend man sie auch angefahren hatte, ganz konnte das dichte Röhricht da drüben denn doch nicht alles verdecken. Entschieden mußten weiter unten noch andere Fahrzeuge liegen. Das bewiesen einige schwer abzuschätzende Lücken in dem Schilf. Im übrigen war außer den üblichen, halb versteckten Posten, die man hier genau genug kannte, von Truppen absolut nichts festzustellen.

Aergerlich ließ der General endlich sein Glas sinken und knurrte: „Fatal, daß ich keinen Flieger hier habe. Der sollte wohl bald wissen, was da drüben los ist!"

Der Stabschef antwortete nicht sogleich. Scharf musterte er eine Stelle des anderen Ufers, die ihn lebhaft zu interessieren schien. Plötzlich rief er aus: „Bei den blutigen Wunden des heiligen Stefan, da drüben sind Mannschaften der Timok-Division!"

„Was — was?" fuhr der General aufgeregt herum. „Kaum denkbar! — Ist das gewiß?"

„Aber sicher! — Deutlich sind die gelben Passepoils und die Litzen zu erkennen!"

Und wieder musterten beide Herren angestrengt die von dem Stabschef bezeichnete Stelle.

„Wahrhaftig!" bestätigte der General und setzte tief atmend den Feldstecher ab. „Sie haben recht, Patoki, es ist in der Tat die serbische Elitetruppe! — Also die hat die Mordbande in aller Stille herangeholt! — O, nun ist mir alles klar. Dazu also die Kähne. Freilich haben uns die Halunken einen Besuch zugedacht! — Schauen Sie", dabei erläuterte er mit der Hand seine Ausführungen, „eine bessere Landungsstelle als das hohe Ufer hier kann's ja gar nicht geben. Der Schilfsaum ist nicht breit. Und wenn die Kähne dort anlegen, brauchen die Mannschaften nur einfach überzuspringen. In einer halben Stunde ist der Trick gemacht! — Schau, schau — famos ausgeklügelt, in der Tat! — Aber wir werden ihnen das Bad heizen, Patoki, wir werden es ihnen heizen! — Und nun installieren Sie sich, bitte, einmal unten am Turm. Ich werde von hier oben meine Dispositionen treffen! — Das Telephon nach unten ist doch in Ordnung? — Ja? — Dann gut! — Beordern Sie schnell alle Ordonnanzoffiziere, Meldereiter und Radfahrer hierher! Ich werde sie brauchen, ebenso die Mannschaften vom Telegraphenbau! — Wir haben gar keine Zeit zu versäumen, da die Dämmerung anbricht!"

Während der Stabschef davonhastete, griff der General erneut zum Feldstecher und musterte nachdenklich noch einmal das Gelände, soweit die Dunkelheit das zuließ. Dann legte er sich den Schalltrichterbügel um den Kopf, sodaß er mit dem Stabschef verbunden war. Und nun überstürzten sich die Befehle, sauste Ordonnanz auf Ordonnanz davon, um die Dispositionen für den Aufmarsch zu überbringen. Auch die Telegraphenabteilung arbeitete fieberhaft an der Herstellung der nötigen Leitungen.

Zwei Stunden mochten so in angestrengter Tätigkeit vergangen sein, als der General endlich den Bügel von seinem Kopfe löste und sich vergnüglich eine Zigarre anbrannte. In der Hauptsache war der Aufmarsch der Oesterreicher beendet. Alle im Umkreise der Stadt verfügbaren Truppen hatte der General herangezogen, und eine richtiggehende Mausefalle war gebaut. Nun konnten die Serben kommen!

Allerorten harrten versteckte Posten am Ufer. In einem mächtigen Bogen vom Save-Ufer über Mitrovicza zurück nach dem Flusse hatte der kleine, bewegliche General seine Truppen aufgestellt. Den linken Kreisbogen bildete das Linienregiment 57, den rechten das Honvedregiment. Das Zentrum in und um Mitrovicza stellten drei Bataillone des Regiments 40 dar, die hinter der Stadt im Biwack gelegen hatten. Eine Maschinengewehrkompanie und eine Haubitzbatterie unterstützten hier die Infanterie. Hinter den äußersten Spitzen der Flügel harrte je ein Bataillon des 20. Reserveregiments, um zu gegebener Zeit den gelandeten Truppen den Rückzug nach dem Flusse abzuschneiden. Auf dem rechten Flügel stand eine schwere Feldbatterie zur Vernichtung der Kähne. Ein Kavallerieregiment und ein Bataillon Jäger hielt der General in Reserve. Von allen diesen Truppen führten die Drähte der Feldtelegraphen zu dem Turm, in dessen Mitte hastig ein mächtiger Scheinwerfer aufgebaut war. Und zu allem Ueberfluß hatte der General noch eine Raketenstation nach dem Flusse beordert. So sollte sich hinter dem letzten, das Ufer betretenden Serben still ein eiserner Ring schließen, der ein Entkommen des Landungskorps völlig zur Unmöglichkeit machte.

Der letzte Befehl, den der kleine General durch das Telephon nach unten gab, beorderte sein Pferd heran. Und seelenvergnügt klettert er jetzt die schmale steile Treppe hinunter, um selber den Aufmarsch der Truppen zu besichtigen. Dem Beobachtungsoffizier im Turm war ganz besondere Aufmerksamkeit eingeschärft.

Elf schwere, dumpfe Schläge dröhnten von dem Kirchturm, als der General, gefolgt von seinem Stabschef, sehr aufgeräumt und von seinem Inspizierungsritt äußerst befriedigt, an der Kirche wieder aus dem Sattel stieg. Offenbar schien der so gründlich vorbereitete Handstreich ihm selber das größte Vergnügen zu machen. Und lachend fragte er beim Eintritt in das Turmgemach den Beobachtungsoffizier: „Na, komm'n halt die Mordbrenner schon?"

„Leider noch nichts zu bemerken, Exzellenz!"

„Müssen also halter noch a bissel zuschaun!" meinte der General gemütlich. Worauf die Herren sich einen bequemen Sitz suchten, eine Zigarre anbrannten und zu plaudern begannen. Ab und zu schnarrte das Telephon: „Nichts Neues!"

So verging eine Stunde und noch eine. Tiefe, lautlose Stille brütete über dem Gelände. Kein Ton drang von unten herauf. Kein einziger Lichtstrahl zeigte sich. In tiefem Dunkel lag sowohl Mitrovicza wie der ganze, weite Landstrich bis zum Flusse. Auch der im ersten Viertel stehende Mond lugte nur selten und für Sekunden hinter einem dichten Wolkenschleier hervor.

Eben hatte es zwei Uhr geschlagen. Und nun wurde der kleine General unruhig. Hatten die Serben doch Lunte gerochen, und unterblieb der Angriff? Das wäre der Teufel! Hastig warf er die Zigarre von sich und war im Begriffe aufzuspringen, als ihn ein unterdrücktes „Exzellenz!" des Beobachtungsoffiziers an das Fenster nötigte. Fast mit einem einzigen Sprung war er dort und lauschte gierig in die Nacht hinaus.

Sofort huschte ein leiser Pfiff der Befriedigung über seine Lippen: in der Ferne war ein Geräusch, wie etwa von einer marschierenden Kolonne zu vernehmen. Täuschte sich sein Ohr hierin nicht, so mußte die Katastrophe unmittelbar bevorstehen. In gewaltiger Erregung fuhr er sich einigemale mit der Hand durch das Haar. Dann starrte er wieder hinaus in die Nacht mit Augen, die das Dunkel zu durchbohren suchten.

„Aha!"

Von dem Flusse her steigt eine Rakete steil in die Luft, neigt sich in weitem Bogen gegen Mitrovicza und schleudert im Zerplatzen eine Anzahl roter Kugeln über das Gelände. Es ist das Zeichen, daß die letzte serbische Abteilung gelandet ist, und sich bereits zweihundert Meter vom Ufer befindet. Fast in demselben Augenblick kracht am Flusse eine Geschützsalve, der ein rasendes Schnellfeuer folgt. Die Kähne!

Und nun könnte der General sich am Strande des Meeres bei dem Heranbrausen einer mächtigen Springflut wähnen. So wie diese sich heulend und donnernd gegen das Ufer wälzt, lauter und lauter brüllt, bis sie endlich unter fürchterlichem Krachen und Schmettern an den Uferklippen brandet, also auch hier.

Sofort nach der Salve knistert und knattert es in dem Turme. Der Scheinwerfer beginnt seine Tätigkeit und wirft sein grelles, blendendes Licht über eine zusammengeballt heranwogende, durch das Krachen der Geschütze erschreckte, anscheinend ratlos stutzende Truppenmasse.

Gleichzeitig beginnt vom Flusse her, rechts und links von diesen Truppen, ein Feuermeer heranzufluten, das sich schnell bis Mitrovicza ausbreitet und hier in einen Vulkanausbruch mündet, dessen zuckende Blitze selbst das Licht des Scheinwerfers zeitweilig in Glutrot übergehen lassen, und dessen erderschütterndes Getöse das wahnsinnige Geheul der entsetzten Serben, das unheimliche, grauenerregende Hurra der Angreifer völlig übertönt.

Und inmitten dieses Feuergürtels nun allüberall springende, vor- und zurückflutende menschliche Körper, blitzende Waffen, ganze stürzende Kolonnen, teilweise durch den in dichten Schwaden über das Todesgefild ziehenden Pulverdampf verhüllt.

Minuten vergehen so. Starr, mit fast aus den Höhlen tretenden Augen, die Hände krampfhaft an die Fensterbrüstung geklammert, steht der kleine General und schätzt kalt das Gewirr vor sich auf seinen wahren Wert ein.

Ist es wirklich möglich, daß dieses Abbild eines Weltunterganges sich selber noch übertreffen könnte? Fast scheint es so! Das Schmettern und Prasseln, Krachen und Brüllen schwillt plötzlich zu einem wahrhaft entsetzenerregenden Tonwirrwarr an, in dem kein einzelner Teil mehr als solcher zu erkennen ist, und der anmutet, als seien alle Dämonen der Unterwelt aufgestanden zu dem Vernichtungskampf gegen die Menschheit.

Und nun flaut das fürchterliche Dröhnen in langsam schwächer werdenden Läufen ab, in denen hier und da noch ein wilder Akkord aufbraust, und schweigt dann. Aber nur, um einer anderen Tonwoge Platz zu machen, die womöglich noch fürchterlicher alle Nerven irritiert.

Das jauchzende Aufheulen siegender Kämpfer setzt ein, untermischt mit grellen Schreien der Verzweiflung, der Wut Unterliegender, dem Aechzen und Stöhnen der Verwundeten, dem Krachen zerschmetterter Knochen.

Freund und Feind bilden jetzt nur mehr eine einzige, wogende Masse, in der vereinzelt Schüsse blitzen, Kolben und Säbel auf- und niederzucken. Und über dem Greuel der Verwüstung lastet jener charakteristische Blutgeruch, der die Sinne benebelt, die Mordlust so entsetzlich stachelt.

Sind es Stunden, die der Kampf in Anspruch nimmt, sind es nur Minuten? — Niemand weiß es — niemand denkt daran. Aber förmlich befreiend wirkt das plötzlich allerorten einsetzende Aufgellen der Signalhörner, das aber nur langsam und allmählich das Getöse des Kampfes zum Schweigen zu bringen vermag. Noch einmal schwillt dieses höher, als donnernde Roßhufe nun die Erde erdröhnen lassen, die zurückgehaltene Kavallerie heranbraust, um eine Flucht der Feinde unmöglich zu machen. Dazwischen läßt sich deutlich der Laufschritt aufmarschierender Bataillone erkennen.

Nun beginnt das Telephon zu rasseln und zu prasseln. Schnell legt sich der General den Schalltrichterbügel um den Kopf. Und wieder wandert Befehl um Befehl in den Block des Stabschefs, der sie alle in lebendige Tat übersetzt.

Der anbrechende Morgen findet 5000 Gefangene in den Händen der Oesterreicher. Alle anderen Mannschaften der serbischen Elitetruppe, der stolzen, verhimmelten Timok-Division decken das Schlachtfeld. Und kein Einziger gelangt zurück an das andere Ufer, die furchtbare Niederlage zu künden.

Die Petroleumbeute in Rumänien.

Der Schaden an den Oelquellen von deutschen Ingenieuren rasch wieder gutgemacht.

Das Berliner Tageblatt schreibt: Nach den ersten widersprechenden Berichten über den Zustand der Petroleumindustrie in der Walachei kann auf Grund eigenen Augenscheins in den wichtigsten Rohölgebieten und Mittelpunkten der Raffinerie-Industrie sowie auf Grund der Aussagen der Leiter der Industriegesellschaften heute festgestellt werden, daß eine englisch-rumänische Zerstörungs-Kommission die deutschen, ungarischen, französischen, belgischen, englischen, amerikanischen und holländischen Kapitalisten um rund 400 Millionen Lei geschädigt haben.

Auf Betreiben des englischen Militär-Attachés in Bukarest hat wenige Tage vor dem Einzug der verbündeten Truppen in den Petroleumgebieten Campina, Moreni, Plösti und Buzeu, die technische Zerstörung der Rohölbrunnen und die Lahmlegung der großen Fabrikanlagen mit dem Erfolg stattgefunden, daß fast alle Pumpbrunnen verschüttet, alle Springbrunnen angezündet wurden. Die privaten Investionen einer in den letzten zwanzig Jahren amerikanisch emporgeschossenen Fundindustrie sind wohl entwertet, aber nicht die ausgedehnten Rohölfelder, deren neue Erschließung in zwei bis sechs Monaten durchgeführt sein wird.

Besonders wichtig ist der Umstand, daß in den Feldern von Campina und Moreni der rumänische Staat reiche Terrains besitzt, durch deren unverzüglich in Angriff zu nehmende Bohrung nicht nur unsere Rohölgewinnung sehr vermehrt, sondern auch die Schadloshaltung der ausländischen Kapitalisten auf Rechnung des rumänischen Staates möglich erscheint.

Die hinter unserer Front verbliebene und die aus dem eigenen Heimatlande herangezogene Leitung hat sich vereinigt, um die zweckmäßigen Mittel und die besten Leute für die Wiederaufnahme des Rohölgewinnungs-Betriebes herbeizuschaffen und raschestens Maßnahmen in Gang zu bringen. Gleichzeitig erfolgt eine Untersuchung der von den Engländern vernagelten Bohrbrunnen und Turmanlagen, und heute ist es gewiß, daß das neue Jahr uns Millionen Waggons rumänischen Rohöls bringen wird.

Die Raffinationsindustrie ist vom Zerstörungswerk weniger betroffen. Die größte rumänische Raffinerie, die vor wenigen Jahren mit deutschem Kapital von der Steana Romana in Campina errichtet wurde, ist baulich völlig wieder herzustellen, da es deutsche Erzeugnisse sind und da mit der ersten Kompagnie ein deutscher Ingenieur, Leutnant Tape, ein früherer Beamter der Gesellschaft, in Campina einzog, mit Sachkenntnis weiteren Brandschaden hinderte und schon nach acht Tagen große Fabrikteile, insbesondere elektrische Anlagen in Betrieb brachte.

In Ploesti ist die Standard Raffinerie sofort betriebsfähig, in andern Werken ist durch gegenseitige Aushilfe bald Ordnung gemacht.

Das Hauptgewicht wird auf die Erzeugung von Schmierölen für die heimische Kriegsindustrie gelegt. Benzin und Petroleum sind in großen Mengen in Tanks und Donauschleppern und ganzen Zügen vorgefunden worden. In Campina blieben inmitten brennender Petroleumtanks drei Benzintanks mit rund zweitausend Waggons Vorrat unversehrt. Die Vorräte in anderen Gebieten, insbesondere Buzeu, sind noch nicht registriert. Dagegen ist bekannt, daß eine Viertelmillion Tonnen Petroleum der Riesentanks vom Brand vernichtet wurde. Seit Wochen werden Riesenmengen zugweise zu Lande und zu Wasser weggeschafft.

Die Rohrleitung, die nach amerikanischem Vorbild der rumänische Staat von den Oelfeldern am Karpathenrand quer über Donau und Dobrudscha nach Konstanza legen ließ, ist bis auf die Pumphäuser links der Donau fertiggestellt, aber bisher ungenützt gewesen, da Deutschland die Lieferung der Maschinen kurz vor Kriegsbeginn verbot. Nur die Leitungsstrecke Donau—Schwarzes Meer zwischen Cernavoda und Konstanza ist betriebsfertig und diente zwei Tage dem rumänischen Export nach Rußland, als die dortigen Verkehrsstörungen eine Petroleumnot in Bessarabien bewirkten. Nun ist die Rohrleitung wieder in Betrieb, aber in umgekehrter Richtung und pumpt das in Konstanza erbeutete Petroleum nach Cernavoda in die Donauschleppertanks, die stromaufwärts nach Regensburg geschleppt werden.

Auf Grund eines in Berlin getroffenen Verwaltungs - Uebereinkommens erhalten Deutschland und Oesterreich-Ungarn nach Deckung des bulgarischen und türkischen Kontingents je eine Hälfte der in Rumänien erbeuteten Vorräte.

Die Zerstörungsarbeit im rumänischen Petroleumgebiet ist gegen den Willen der Regierung Bratianu vom englischen Militärattaché, Oberst Thompson, im Einvernehmen mit General Berthelot erzwungen worden. Zwei englische und ein amerikanischer Ingenieur haben die Zerstörung der Rohölgruben systematisch bewirkt. Die rumänischen Interessenten vermuten, daß nicht nur die Kriegswirtschaft der Sieger, sondern auch die rumänische Konkurrenz für Rußland und Amerika getroffen werden sollte.

Der einzige Geschädigte wird der rumänische Staat sein, und deshalb Bratianus vergeblicher Widerspruch. Die rumänischen Grundbesitzer im Petroleumgebiet sind plötzlich arm geworden. Die meisten Gesellschaften haben die Grundeigentümer mit Bruttoprozenten an der Rohölausbeute beteiligt, und diese Rente wird für absehbare Zeit eingestellt bleiben. Die Besitzer prunkvoller Landhäuser und Stadtpaläste in Plösti, Sinaja und Bukarest haben nichts erspart, und die rumänischen Banken sind nach Jassy und von dort nach Kiew verschleppt worden. Die rumänischen Reichen und Städter werden durch eigene Schuld das ganze Elend eines Kriegslandes verspüren müssen.

Die „Tanks".

In Frankreich nimmt der Widerwillen gegen die so gerühmten Panzertanks zu. So schreibt z. B. ein Soldat eines französischen Infanterieregiments in der Gegend von Craonne: „Die Tanks, die früher die Hoffnung Frankreichs waren, sind weit davon entfernt, so wirksam zu sein, wie man annahm." Aus St. Etienne wird einem kürzlich gefangenen französischen Oberleutnant geschrieben: „Die Tanks taugen gar nicht für die Offensive. Von 108, die an der letzten Offensive teilnahmen, wurden nicht weniger als 66 zerstört. Major Cruffel erstickte in seinem Tank."